

»Im Grunde war es die Literatur, die uns nach 1945 erzogen hat.«

Ein Gespräch über die Erfahrungen der frühen Jahre mit Christa Wolf und Gerhard Wolf¹

Bernd Busch: In Ihrem Roman *Kindheitsmuster* steht: »Dreißigster Jahrestag der Befreiung. Ohne Anführungsstriche. Anführungsstriche würden den Satz zweihundert Kilometer weiter nach Westen rücken.« Es geht an dieser Stelle um die Zufälle, die dafür sorgten, wohin jemand in dieser Zeit verschlagen wurde. Aber zunächst die Frage, wie haben Sie dieses Datum im Mai 1945 erlebt? War es, um dieses große Wort zu nehmen, eine Befreiung?

Christa Wolf: Befreiung war bestimmt kein Wort, das mir am 8. Mai 1945 eingefallen wäre, ganz im Gegenteil. Damals, ich war gerade sechzehn geworden, fand ich, dass wir die Besiegten waren. Ich habe später überlegt, wann dieses Gefühl des Besiegt-, Gedemütigt- und Unterdrücktseins gewichen ist. Es war ein Prozess, ausgelöst dadurch, dass wir allmählich die Wahrheit über die Zeit erfuhren, in der wir gelebt hatten, in der wir glaubten gelebt zu haben. Erst die Konfrontation mit der Wirklichkeit führte dazu, dass man Fragen stellte und schließlich froh war, diesem System entkommen zu sein – das könnte man »Befreiung« nennen.

Gerhard Wolf: Bei mir war es ein bisschen anders. Ich war in amerikanischer Gefangenschaft. Wir vom Jahrgang 28 wurden ja alle 1944 als Luftwaffenhelfer zur Heimatflak eingezogen. Zuerst war ich in Erfurt, dann an der Saale-Talsperre, und im Januar 1945 wurden wir an die Ostfront geworfen. Wir sollten nach Schneidemühl, kamen aber nur bis Wriezen an der Oder. Die Russen hätten

damals schon nach Berlin durchrollen können, aber sie sind zunächst nur bis zur Oder vorgerückt, dann war Stillstand bis zum 16. April, als der Großangriff losging. Unsere Batterie hat sich nach dem ersten großen Artillerie-Feuer sofort abgesetzt, nördlich an Berlin vorbei – weg vom Russen hin zu den Amerikanern bis nach Mecklenburg. Kurz vor der Elbe sind wir in Gefangenschaft gegangen. Nach ein paar Wochen haben die Amerikaner uns Jugendliche zur Arbeit zu den Bauern in der Gegend gebracht. Von dort sind wir ausgerissen und Richtung Heimat getipelt, so dass ich bereits im Mai zu Hause war. Ich komme aus Thüringen, beim Kyffhäuser, damals war das amerikanische Besatzungszone. Dann fing schon 1945 die Schule in Bad Frankenhausen wieder an, die alte Klasse traf sich, jedenfalls diejenigen, die noch oder schon wieder da waren, einige kamen später aus der Gefangenschaft dazu.

Christa Wolf: Von welchen Zufällen das damals alles abhing, Sie haben das bereits angesprochen. Wir waren mit dem Treck auf der Flucht und sind auf einem Ochsenwagen von Nauen aus nach Norden gezogen. Anfang Mai wollten alle über die Elbe zu den Amis, vor den Russen hatten alle Angst, aber wir haben es nicht geschafft. Die Amerikaner kamen uns über die Elbe sozusagen entgegen. So waren wir zwar bei den Amerikanern, aber diesseits der Elbe. Wir wussten ja nicht, dass sie wieder abziehen und die Russen nachrücken würden. Wenn wir es damals über die

Elbe geschafft hätten, hätte ich wohl ein völlig anderes Leben geführt. Ich habe keine Ahnung, wie es verlaufen wäre, wie ich mich politisch entwickelt hätte, ob ich und wie ich geschrieben hätte. Zehn Kilometer weiter oder zwei Stunden mehr an Zeit – und alles wäre anders verlaufen. Aber wer konnte das damals schon vorhersehen. Das alles geschah in Mecklenburg, westlich von Schwerin. Nach den Amerikanern kamen noch für ein paar Wochen die Engländer. Ich habe damals als Schreibhilfe auf einem Dorf beim Bürgermeister gearbeitet, und plötzlich hingen dort Anschläge, die Bevölkerung solle sich ruhig verhalten, in der Nacht würde die Besatzung erneut wechseln – dann kamen die Russen.

Gerhard Wolf: Mit dem Wort Befreiung verbinde ich zunächst die Begegnung mit ganz anderen, neuen Gedanken, auch durch die Literatur. Das begann 1945 gleich in der Schule in Bad Frankenhausen. Inzwischen waren die Amerikaner abgezogen und die Russen einmarschiert. Die Nicht-Parteigenossen-Lehrer waren noch da und machten den Unterricht. Wir hatten einen sehr eigenartigen Schulleiter, Schulrat Schröder, er war ein SPD-Mann gewesen, der zeitweise in Buchenwald gesessen hatte. Er wechselte zur KPD und war dann sicher auch gleich in der SED. Schröder war literarisch sehr gebildet. Wie wir erfuhren, hatte Martin Andersen Nexø in den 20er Jahren bei ihm gewohnt. Bei ihm haben wir zum ersten Mal von Anna Seghers *Das siebte Kreuz* gelesen, im Rotationsdruck von Rowohlt, und auch *Stalingrad* von Theodor Plivier, der sogar einmal in der Aula aus seinem Buch las.

Christa Wolf: Wir sind dann gleichfalls in Bad Frankenhausen in Thüringen gelandet, weil mein Vater dort 1947 Arbeit gefunden hatte, und ich besuchte sogar dieselbe Schule wie Gerd. Du warst aber schon weg und Oberschulhelfer geworden. Aus dem Lehrerkollegium war für mich vor allem eine Lehrerin wichtig, eine alte Frau aus dem Baltikum, woher viele Lehrer damals kamen. Sie hat sehr auf mich gewirkt, vor allem indem sie uns mit Goethe und Rilke sozusagen überschüttete. Aber eines Tages, das muss 1948

gewesen sein, erschien sie und sagte: »Liebe Kinder, wir müssen jetzt auch andere Dinge lesen.« Und dann schrieb sie an die Tafel: *Das siebte Kreuz* und fuhr fort: »Eigentlich müsste es heißen ›Das siebente Kreuz‹. Das müsst ihr jetzt auch mal lesen und ihr werdet darüber später auch geprüft werden.« Wir haben Anna Seghers' Buch ebenfalls in diesem Rotationsdruck gelesen. Alle diese neuen Eindrücke lösten anfänglich zwiespältige Reaktionen in uns aus. Die Fragen, die uns das Buch eingab, forderten uns heraus, aber wir brauchten unsere Zeit, ehe wir uns ihnen stellten. Notfalls, wenn wir beispielsweise Aufsätze schreiben mussten, wie uns die neue Ordnung gefällt oder so, haben wir uns irgendwie durchgemogelt.

Zunächst, nach der Flucht, bin ich in Schwerin zur Schule gegangen. Unsere Deutschlehrerin dort war Christin und hatte, wie sie stolz verkündete, nie die Nazifahne begrüßt. Uns hat das anfangs gar nicht imponiert. Wir waren richtig empört, weil sie behauptete, in der Nazischule hätten wir den *Don Carlos* nicht behandelt, schon wegen dieses einzigen Satzes des Marquis Posa: »Geben Sie Gedankenfreiheit, Sire!«. Wir haben ihr heftig widersprochen und behauptet, dass wir alles gelesen hätten, was natürlich nicht stimmte. Später hat diese Lehrerin aber einen großen Einfluss auf mich gehabt, einfach durch ihre Haltung. Als ich 1946 Tuberkulose bekam und in eine Heilanstalt geschickt wurde, hat sie mich mit Büchern versorgt – Goethe, Keller und Fontane ...

Dietrich Simon: Waren denn damals auch noch die alten Lehrer aus der Nazizeit da?

Gerhard Wolf: Unser Lateinlehrer und der Mathematiklehrer waren noch da, zwei skurrile Figuren, aber das waren keine Nazis gewesen. Diejenigen, die in der Partei gewesen waren, die alten Nazis, konnte man noch in der Stadt herumlaufen sehen. Bad Frankenhausen war ja eine Kleinstadt. Bald kamen die Umsiedler, die Flüchtlinge, meist aus dem Sudetenland. Die neuen Lehrer aus diesem Kreis waren alles »Professoren«, teilweise sehr zwielichtige Gestalten ...

Bernd Busch: Sie sagen, das seien merkwürdige Gestalten gewesen. Hat man denn damals bei der Einstellung des neuen Lehrpersonals nicht genau geprüft, ob man sich ehemalige Nazis in die Schule holt?

Christa Wolf: Es wurde schon genau geguckt, aber es war ja eine riesige Flüchtlingswelle, die ankam, und viele hatten keine Papiere mehr – oder behaupteten das zumindest.

Gerhard Wolf: Es war auch schwierig, ein Urteil zu fällen. Ich will Ihnen ein anderes Beispiel für die Verstrickungen der Zeit geben. Wir hatten eine wunderschöne Feier zum Beginn des Schuljahres. Ein alter, weißhaariger Lehrer, der in der Nazizeit kaltgestellt worden war, hielt eine beeindruckende Rede. Zum Schluss sangen wir das Lied: »Mit uns zieht die neue Zeit«. Als wir dann im Klassenzimmer den Schrank öffneten, fielen uns die Liederbücher aus der Nazizeit entgegen: »Mit uns zieht die neue Zeit« auf dem Umschlag.

Ich habe dann Abitur gemacht, bekam aber, als Nicht-Arbeiterkind, an der Uni keinen Studienplatz. Daraufhin wählte ich den Weg zum Oberschulhelfer. Das war eine Ausbildungsrichtung, die geschaffen worden war, um dem Lehrermangel zu begegnen. Man wurde in einem Vierteljahr in einem Fach getrimmt, mit dem Stoff und der Methodik für die 10. und 11. Klasse. Da ich für das Fach Deutsch nicht angenommen wurde, entschied ich mich für die Ausbildung zum Biologielehrer. Die Prämisse war, dass man nach zwei Jahren als Oberschulhelfer einen Studienplatz bekommen würde.

Die Zeit war schon merkwürdig: Ich hatte einen Freund, der aus Krankheitsgründen ein Jahr später Abitur machte. Wir waren beide im Protest gegen unsere Eltern in die SED eingetreten. Mein Vater war ein kleiner Mitläufer und meine Stiefmutter war eine richtige Nazisse. Bei meinem Freund war es vielleicht ähnlich. Nachdem er nun das Abitur gemacht hatte, das war 1948, bewarb er sich an der Freien Universität in West-Berlin und wurde auch angenommen. Als ich ihn in Berlin besuchte, sagte er: »Komm doch auch, dann bist du das zweite SED-Mitglied an der Freien

Universität.« Ich habe das Aufnahmegespräch jedoch nicht bestanden. Zur gleichen Zeit traf die Zusage der Universität Jena ein. Also fing ich da mit dem Studium an.

Christa Wolf: Das war auch so ein Zufall, denn in Jena an der Universität sind wir beide 1949 zusammengetroffen. Gerd hatte Pädagogik und Germanistik, ich hatte nur Germanistik belegt. Gerd hat sich dann noch umschreiben können. Institutsleiter wurde damals gerade der aus dem englischen Exil zurückgekehrte Albert Malte Wagner, ein Theaterkritiker aus der Weimarer Republik. Wagner war eine sehr merkwürdige, lustige Figur, wir sind gerne in seine Vorlesungen gegangen, denn er hat durch die Art, wie er erzählt hat, uns viel über die Kultur der Weimarer Zeit vermittelt. Heute kann sich überhaupt keiner mehr vorstellen, was wir nach 1945 alles nicht kannten, welche Autorennamen wir noch nie gehört hatten.

Bernd Busch: Wenn ich aus *Kindheitsmuster* die Antwort auf die Frage »Glauben Sie an die Wirkung von Literatur?« zitieren darf: »Ich glaube, daß jener Apparat, der die Aufnahme und Verarbeitung von Wirklichkeit zu tätigen hat, von Literatur geformt wird; bei Nelly war er – sie wußte es nicht – schwer beschädigt. – Wie sind wir so geworden, wie wir heute sind? Eine der Antworten wäre eine Liste mit Buchtiteln.« Vieles, das Sie nicht kannten, konnten Sie nun entdecken. Aber es gab doch Lektüren in Ihrer Jugend, wie sah die »Liste« aus?

Christa Wolf: Was kannten wir von der deutschen Literatur? Hans Friedrich Blunck, Friedrich Griese, Hans Carossa oder Rudolf G. Binding und wie sie alle hießen. Das hatte ich natürlich gelesen, in der Oberschule war ich Bibliothekshelferin. Gut, wir hatten in der Schule auch einige Klassiker, aber alle, die in der Emigration waren, mit Ausnahme des Namens von Thomas Mann, kannte ich nicht: keinen Bertolt Brecht, keinen Lion Feuchtwanger ... Im Grunde war es diese Literatur, die uns nach 45 erzogen und dann auch, durch das Weltbild, das sie uns auftrat, umerzogen hat.

Gerhard Wolf: In Jena konnten wir auch zum ersten Mal diese frühen sowjetischen Filme sehen, wie *Gorkis Kindheit* oder *Panzerkreuzer Potemkin*. Ich hatte damals Glück, denn ich war, schon als Schüler, in den Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands eingetreten, dadurch kam ich zu den Kulturbund-Schulungen in Bad Saarow. Als Referenten konnte ich dort Klaus Gysi erleben, Alexander Abusch, Johannes R. Becher und, und, und. Außerdem konnte ich sehr früh bereits aus der Provinz nach Berlin fahren, was anderen noch verwehrt war. Dort habe ich dann die Premieren des Berliner Ensembles gesehen. Das waren große Erlebnisse.

Christa Wolf: Ein großes Gemeinschaftserlebnis von uns war 1950 in Jena, als das Berliner Ensemble mit Brechts Bearbeitung von J. M. R. Lenz' *Der Hofmeister* für ein Gastspiel nach Weimar kamen. Unsere Seminargruppe ist geschlossen hingefahren. Wir saßen oben im Rang ungefähr drei Meter von Brecht entfernt. Er amüsierte sich köstlich über sein Stück. Abwechselnd haben wir auf Brecht und auf die Bühne geguckt. Es war eine eindrucksvolle Aufführung.

Wir hatten an der Universität in Jena aber auch eine sehr beeindruckende Seminarleiterin, eine jüdische Remigrantin, Edith Braemer. Alles was wir über Sturm und Drang wissen, wissen wir von ihr. Sie kam aus dem Kreis um den Germanisten Gerhard Scholz, der auch Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs in Weimar geworden war, und war ganz an Georg Lukács orientiert, also Anti-Brecht. Am nächsten Tag folgte in unserem Seminar eine kritische Einschätzung dieser Aufführung. Für Edith Braemer ging das Stück in Richtung Formalismus: Die deutsche Misere wurde dargestellt, dabei war ja gerade die Überwindung der deutschen Misere gefordert. Durch solche Diskussionen begriffen wir, dass es unterschiedliche Positionen, Widersprüche im Umgang mit einem Thema gab. Uns hat die Kritik Braemers auch nicht abgehalten, sämtliche Brecht-Aufführungen zu besuchen, nachdem wir nach Berlin umgezogen waren.

Bernd Busch: Hat denn die weiterwirkende

Brecht-Lukács-Kontroverse damals für Sie in der Ausbildung eine Rolle gespielt, vielleicht nur vermittelt über die Formalismuskritik? Der Scholz-Kreis war ja ganz auf der Seite von Lukács.

Christa Wolf: Lukács war natürlich unser Heiliger in Jena. Dass Kleist ein zu verabscheuender Romantiker war, das ist uns dort beigebracht worden. Dieses Urteil galt für die gesamte Romantik, mit wenigen Ausnahmen.

Dietrich Simon: Das galt noch zu meiner Zeit, als ich 1957 in Jena mit dem Studium angefangen habe. Sie, Frau Wolf, gehören aber zu den Menschen, die ein paar Jahre später dann die Romantik in der DDR hoffähig gemacht haben.

Christa Wolf: Man musste sie nur richtig lesen. Wobei ich Lukács überhaupt nicht verdammen würde – wenn man diesen Schlachtruf: »Es geht um den Realismus« richtig interpretiert, also nicht oberflächlich, und wenn man unter Realismus auch Positionen und Strömungen zulässt, die in der DDR nicht darunter verstanden wurden. Ein Buch, das uns damals sehr beeindruckt hat, weil es aus allem, was wir kannten, herausfiel, war übrigens *Arc de Triomphe* von Erich Maria Remarque. Wir konnten das Buch – eine Ausgabe die im Westen, ich glaube in der Schweiz, erschienen war – gerade mal eine Nacht behalten und mussten es dann an die Nächsten zum Lesen weitergeben.

Als sich dann, noch während wir in Jena studierten, 1951 unsere Tochter ankündigte, hat Gerd sein Studium unterbrochen und in Leipzig beim Rundfunk eine Stelle als Hilfsredakteur angenommen, damit wir etwas Geld hatten.

Gerhard Wolf: Den Sendern fehlten Leute. Sie waren von allen Nazi-Verdächtigen gesäubert worden, und nur ein paar ältere Mitarbeiter waren noch übrig geblieben, die nicht in der Partei gewesen waren. Der erste Sendeleiter, Adolphs, war als Kommunist im KZ gewesen, der Zensor war Heinz Zöger. Da gibt es eine berühmte Anekdote: In einer Sendung hatten wir ein Gedicht von Rilke geplant, Zöger rief mich daraufhin an und

sagte: »Rilke, das ist doch dieser spätbürgerliche Kram, das ist doch nichts für uns.« Ich antwortete: »Es ist aber ein gutes Gedicht.« – »Na ja«, gab Zöger zu, »abends, wenn ich mich von diesem Quatsch hier erhole, lese ich auch Rilke.« Das wurde wiederum an einen anderen, etwas höheren Funktionär mit dem Kommentar weitergegeben, dass Zöger tagsüber Rilke zensiere und abends selber lese. Der antwortete: »Es kommt darauf an, liest er, um sich weiterzubilden, oder hat er Genuss dabei.« Zöger wurde später Chefredakteur des *Sonntag*, der Wochenzeitschrift des Kulturbundes, und 1956 in dem Prozess gegen Walter Janka, Wolfgang Harich und andere zu einer Zuchthausstrafe verurteilt.

Christa Wolf: Ich bin 1951 dann auch nach Leipzig umgezogen und habe mich zum Wintersemester an die dortige Universität überschreiben lassen. In Leipzig hatte ich das Glück, auf Hans Mayer zu stoßen. Ich war nun im 5. Semester und hatte damit Anspruch, sein Oberseminar zu besuchen. Ich stellte mich vor, wir unterhielten uns, und als er dabei erfuhr, dass ich in Jena bei Edith Braemer studiert hatte, war meine Teilnahme am Oberseminar zunächst erledigt. Mayer hatte große Vorbehalte gegen den Scholz-Kreis, aus dem sie kam. Auch Ernst Bloch hat in Leipzig in dieser Zeit unterrichtet und ich habe auch kurz bei Hermann Korff gehört, der immer über den »Geist der Goethezeit« las. Das war ziemlich gespenstisch, weil ältere Semester eine Mitschrift der Vorlesung vor sich liegen hatten und den Text mitmurmelten – es schien so, als ob er seit Jahrzehnten das Gleiche erzählte. Da war Mayer ganz anders, er war ein glänzender Redner und vermittelte uns aus seiner reichen Kenntnis die neuere Literatur.

Später durfte ich zu Mayer ins Oberseminar und wollte dann 1953 bei ihm mein Examen machen, und zwar über die neue DDR-Literatur, die es ja 1953 noch nicht gab, oder kaum gab. Mayer verfügte jedenfalls: »Das ist doch alles rot angestrichene *Gartenlaube*.« Er hat mir dann Hans Fallada als Thema gegeben. Ich habe also über Fallada und das Problem des Realismus in seinen Erzählungen und

Romanen geschrieben. Ich glaube, die Arbeit war ziemlich einschichtig, aber Mayer fand sie toll, obwohl ich meine Argumentation auf Lukács aufbaute. Mayer hat mir daraufhin angeboten, Assistentin bei ihm zu werden, aber das war nichts für mich.

Gerhard Wolf: Ich machte inzwischen ziemlich schnell Karriere und wechselte nach Berlin. Das alte Sendegebäude im Westen war nach einem Konflikt mit den Westalliierten verloren, und so mussten schnell neue Strukturen im Osten der Stadt aufgebaut werden. Zunächst wurde aus notdürftig umgebauten Bootshäusern in Grünau gesendet, ab 1952 auf dem Gelände einer umgebauten Fabrik an der Nalepastraße. Der Sendebetrieb begann zunächst noch eingeschränkt, bis 1956 der Neubau abgeschlossen war. 1952 wurde der gesamte Rundfunk in einem neu gegründeten Staatlichen Komitee für Rundfunk mit drei Sendern zusammengeführt: Radio DDR, Berliner Rundfunk und Deutschlandsender. Ich kam, Gott sei Dank, zur Literaturabteilung im Deutschlandsender. Dort war noch alles auf *eine* deutsche Kultur ausgerichtet. Da wir jedoch kaum Devisen hatten, waren wir auf Rezensionsexemplare angewiesen, die Verlage uns aus dem Westen schickten. Durch diese Arbeit kam ich aber mit vielen Autoren in Kontakt. Wir haben Heinrich Böll in Köln besucht, als er noch nicht in der DDR erschienen war, Wolfgang Koeppen in München, der übrigens ganz früh mit *Tod in Rom* beim Mitteldeutschen Verlag herauskam, in Hamburg u. a. Hans Erich Nossack. Wir konnten in den Westen fahren, obwohl wir an der Grenze auf beiden Seiten streng kontrolliert wurden.

Dietrich Simon: Wann ist denn Koeppens Roman beim Mitteldeutschen Verlag erschienen? Im Westen kam *Tod in Rom* 1954 heraus.

Gerhard Wolf: Ziemlich früh, etwa 1956. Koeppen hat uns damals zwar empfangen, doch kamen wir mit ihm kaum ins Gespräch.

Das Schwierige war, dass der Deutschlandsender in der Bundesrepublik nur mit sehr schlechter Technik arbeiten konnte. Zudem wollten die meisten Autoren nicht bei einem kommunistischen Sender auftreten, und als Honorar konnten wir auch nicht viel anbieten.

Georg Britting, der Naturlyriker, wollte, nachdem er bei uns gelesen hatte, lieber eine Kiste Wodka als Honorar. Die haben wir ihm auch geschickt.

Christa Wolf: Ich war inzwischen mit dem Studium fertig und bin 1953 gleichfalls nach Berlin umgezogen. Ich hatte, weil ich mich für diese neue Literatur interessierte, eine Stelle im Schriftstellerverband angenommen. Das nannte sich wissenschaftliche Mitarbeiterin und beruhte darauf, dass ich die vielen Manuskripte, die dem Verband zugesandt wurden, lesen und beurteilen sollte. Außerdem wurden in der DDR damals überall, in jedem Bezirk, Arbeitsgemeinschaften junger Autoren gegründet. Zu manchen fuhr ich und gab ihnen Ratschläge, wie sie zu schreiben hätten.

Ich habe damals allerdings schon angefangen, gegen den Schematismus in der neu entstehenden Literatur zu eifern. Beispielsweise war ein Landroman häufig nach folgendem Schema konzipiert: Der Bürgermeister war gemeinhin der böse, alte Nazi, während der Parteisekretär all die Probleme, in die das Dorf verwickelt war, zu lösen vermochte. Gegen solche Geschichten habe ich nicht nur heftig angerebet, sondern auch Kritiken in der Zeitschrift *Neue Deutsche Literatur* geschrieben. Das war in der Zeit bis 1959, über die wir jetzt sprechen, das Einzige, was von mir veröffentlicht wurde: Kritiken und Interviews, zum Beispiel auch ein Gespräch mit Anna Seghers.

Bernd Busch: In diesen Literaturarbeitskreisen entstand wohl keine bedeutende Literatur, aber darum ist es vermutlich auch gar nicht gegangen?

Christa Wolf: Das haben wir überhaupt nicht erwartet, übrigens auch später nicht von den Zirkeln schreibender Arbeiter, die wir natürlich auch mitgeleitet haben. Das waren Leute aus den Betrieben, die Lust hatten zu schreiben, vielleicht auch eine Betriebschronik machen wollten.

Wenn wir oder ein anderer Autor in den Betrieb kamen, auch später in der Zeit des »Bitterfelder Wegs«, dann mussten sich die

Parteileitung und die Betriebsleitung schon darum kümmern, dass man zu einer Brigade kam und dort auch betreut wurde. Es war ein Fehlschluss der Partei, zu glauben, dadurch würden die Autoren besonders brav werden. Das Gegenteil geschah, denn wenn man genauer in die Betriebe hineinschaute, wurde man eher aufmüpfig, da man sah, was dort schief lief.

Viel wichtiger für uns war aber damals, dass wir beide – ich eben im Schriftstellerverband – viele der Autoren persönlich kennenlernen konnten, die aus der Emigration zurückgekehrt waren, zusätzlich zu der Literatur, die wir schon in uns aufgenommen hatten. Ich weiß noch, welch großen Eindruck Thomas Manns *Doktor Faustus* auf mich gemacht hat und natürlich die Bücher von Anna Seghers, Lion Feuchtwanger oder Heinrich Mann, von Bodo Uhse und F. C. Weiskopf, von Autoren, die man heute kaum mehr kennt, wie Willi Bredel. Viele trafen wir in den Versammlungen. Wobei sie sich sehr unterschiedlich verhalten haben, manche haben mit uns gesprochen und uns aus ihrem Leben erzählt, zum Beispiel Louis Fürnberg, der mit seiner Frau Lotte aus dem Exil in Palästina nach Prag zurückgekehrt und dann in die DDR gekommen war. Fürnberg war ein unglaublich warmherziger und sensibler Mensch, der sich freute, wenn junge Leute von ihm etwas wissen wollten. Heute kennt man ihn nur noch als den Dichter des »Liedes von der Partei« mit diesem fürchterlichen Satz: »Die Partei, die hat immer recht.«

Gerhard Wolf: Heute ist Fürnberg völlig verrufen und vergessen, auch wenn seine *Mozart Novelle* von 1947 wiederaufgelegt worden ist, in einem ganz kleinen Verlag. Ich möchte gern mal eine Auswahl seiner wirklich guten Gedichte machen.

Christa Wolf: Es gab vom Schriftstellerverband ein Ferienhaus in Petzow am Schielowsee, südlich von Berlin. Meine Eltern haben dort gearbeitet, und wir selbst haben dort oft unsere Wochenenden und manchmal die Ferien verbracht – auch weil wir viele interessante Leute treffen konnten, beispielsweise

Leonhard Frank, der 1950 aus den USA in die Bundesrepublik zurückgekehrt war. Das ist auch so eine Geschichte: Frank wurde im Westen, wo er ja nun lebte, zunächst nicht verlegt. Aber bei uns erschienen seine Bücher in einer Gesamtausgabe im Aufbau-Verlag, der ja kaum mit Devisen bezahlen konnte. Frank hat daher sein Honorar auch in der DDR, in diesem Schriftstellerheim verlebt, zusammen mit seiner Frau. Er hat uns damals viel aus seiner Zeit in Amerika erzählt.

Gerhard Wolf: Wir trafen dort auch Hans Henny Jahnn, der aus Hamburg für eine Zeit nach Berlin gekommen war. Jahnn, nicht nur Schriftsteller, sondern auch Orgelbauer, erbaute die Rundfunkorgel im großen Sendesaal in der Nalepastraße. Auch Fred und Maxi Wander waren aus Österreich gekommen und wohnten dort. Dazu die jungen ostdeutschen Schriftsteller, die in diesem Heim an ihren Manuskripten arbeiteten.

Christa Wolf: Die Abende haben wir zusammengesessen und erzählt, jeder aus seinem Land, wo immer er herkam. Das war für uns wie eine sehr gute Schule.

Dietrich Simon: Der Rundfunk hatte auch größere Freiräume als die Buchproduktion zum Beispiel.

Gerhard Wolf: Wie gesagt, wir waren in unserer Arbeit im Sender auf das angewiesen, was die Westverlage uns schickten, diese Bücher haben wir dann besprochen, und natürlich unsere eigenen, marxistischen Sachen. Wer wollte, konnte den Kontakt zu Autoren im Westen noch pflegen. Es gab noch gesamtdeutsche Begegnungen, zum Beispiel auf der Wartburg – von DDR-Seite sehr gut besetzt mit Peter Huchel und ähnlichen Leuten, von der Bundesrepublik aber sehr schwach, ein völlig unbekannter Autor und zwei Vertreter der Bundesregierung aus dem Vorläufer des späteren Ministeriums für gesamtdeutsche Fragen. Von uns wurde das viel ernster genommen. Dieser Austausch ging bis etwa 1954, als die Sowjetunion dieses letzte Angebot machte, Deutschland zu neutralisieren und beide Staaten wieder zu vereinen. Für uns war aber die eigentliche Zäsur 1956 mit

dem Ungarn-Aufstand, danach war alles aus. Die guten Gespräche, die Wortwechsel mit westdeutschen Autoren, z. B. mit Wolfgang Weyrauch, mit dem Grünwalder Kreis und anderen, die immer noch das gesamtdeutsche Gespräch führen wollten, brachen ab.

Aber selbst noch 1956, nach Ungarn, hat Hans Mayer einen berühmten Essay für den Deutschlandsender geschrieben, in dem er die Opulenz der 20er Jahre verglich mit der Dürftigkeit der gegenwärtigen deutschen Literatur, im Osten wie im Westen. Ich hatte den Essay abgesprochen, und wir saßen abends im Presseclub, um seine Sendung zu feiern. An Heinrich Böll hatten wir noch ein Telegramm geschickt: »Hört Euch das mal an.« Wir saßen jedenfalls am Tisch, und plötzlich schimpfte vom Nebentisch Peter Huchel: »Da habt ihr euch wieder was geleistet, den Mayer rauszuschmeißen und irgend so ein Rindvieh reden zu lassen.« Ein Oberzensor hatte mitbekommen, was wir senden wollten, und den Beitrag von Hans Mayer sofort abgesetzt und durch einen eigenen Kommentar ersetzt. Aber Mayers Text war auch schon an den *Sonntag* rausgegangen und erschien dort im Druck, das konnte nicht mehr verhindert werden. Das war dann kurz darauf, im Herbst 1956, einer der Anklagepunkte im Prozess gegen Zöger, dieses »konterrevolutionäre Zeug« gedruckt zu haben.

Der Deutschlandsender verlor allmählich diese vermittelnde Funktion zwischen den deutschen Literaturen, die offiziell vorgegebenen Handlungsspielräume wurden immer enger, vor allem seit den Prozessen gegen Wolfgang Harich, Walter Janka und die anderen. Danach habe ich noch ein paar Sendungen geschrieben und bin dann aus dem Sender ausgeschieden.

Diese ganzen Sendergeschichten, mir fällt noch eine zu Hanns Eisler ein. Wir hatten in mehreren Sendungen des Deutschlandradios natürlich Musik von ihm. An einem Abend war Eisler nach West-Berlin gegangen und hatte sich in einer Kneipe betrunken. Die *Bild-Zeitung* schrieb am nächsten Tag einen Artikel über den besoffenen Komponisten der

Nationalhymne der DDR. Sofort kam von der Leitung die Anweisung, aus allen Sendungen die Eisler-Musik rauszuschneiden – und das, obwohl sein Bruder, Gerhart Eisler, ein Chef des Senders war. Gerhart Eisler hatte zwei Gesichter, er hat zwar diese sehr scharfen ideologischen Kommentare verfasst, aber im Sender, also nach innen, hat er eine ganz gute Rolle gespielt. Ich weiß noch, wie er mich einmal unterstützt hat, nachdem ich eine Sendung mit Gedichten von Karl Krolow und Stephan Hermlin gebracht hatte. Die Sendung wurde heftig kritisiert, denn beide passten nicht in die herrschenden Vorstellungen über Lyrik. Eisler hat dies dann verteidigt und gesagt, diese Art Dichtung habe im Deutschlandsender ihre Geltung.

Bernd Busch: Welche Rolle haben denn am Anfang die russischen Kulturoffiziere für den Rundfunk gespielt?

Dietrich Simon: Die waren insgesamt wichtig, die Rolle der Kulturoffiziere war meist sehr positiv. Ich erinnere mich noch an die Bücher vom SMAD-Verlag. Von Alexander Dymshitz gibt es in den Moskauer Archiven Tagebücher, die hochinteressant sein sollen.

Gerhard Wolf: Die fühlten sich ja wie befreit und konnten hier Dinge machen, die sie bei sich zu Hause nicht durften. Aber die Sowjets haben natürlich die ganze Kulturpolitik bestimmt, beispielsweise die Formalismusdiskussion.

Christa Wolf: Ich erinnere mich noch, während ich studierte, kamen im *Neuen Deutschland* mehrere Seiten zu diesem Thema. Wir haben sie brav gelesen und mit unseren Unterstreichungen versehen. Der Genosse Stalin hat sich ja auch zur Sprachwissenschaft geäußert. Das war schrecklich, aber wir mussten das natürlich alle lesen. Ganze Wochenenden wurden damit verbracht, um über diese Sachen zu diskutieren, grauenhaft.

Gerhard Wolf: Das waren Grundsatzfragen. Ein anderes Beispiel: Irgendjemand, der aus Schlesien kam, sollte angeblich gesagt haben, dass er Bedenken gegenüber der Oder-Neiße-Linie habe. Daraufhin fanden Parteiversammlungen statt, in denen auf ihn eingeredet wurde. Dabei hatte er nicht »Bedenken« gesagt,

sondern nur, er finde die Grenze ja richtig, man solle nur bitte verstehen, dass er Heimweh habe.

Dietrich Simon: Das darf man überhaupt nicht kleindenken, diesen Schmerz, das ist eine Erfahrung, die ich immer wieder gemacht habe.

Christa Wolf: Mir liegt daran, dass eines deutlich wird: dass die Literatur, nicht nur dieser frühen Jahre, uns eine wichtige Prägung gegeben hat, die für lange Zeit vorhielt. Dazu gehörte auch die Möglichkeit, die Autoren dieser Bücher im Schriftstellerverband kennenzulernen. Am Anfang haben wir die Konflikte zwischen ihnen auch noch nicht gesehen. Für uns waren es makellose Leute, die entweder aus der Emigration kamen oder im KZ gewesen waren, überzeugte Kommunisten geblieben waren und tolle Bücher geschrieben hatten – was sie in der DDR ja dann nicht fortsetzen konnten. Wir hatten das Gefühl, dass sie uns diese Bücher sozusagen zu treuen Händen übergeben hatten. Mit der Zeit spürten wir aber, dass diese Emigranten vor allem in ihren Gruppen verkehrten: Zu der einen Gruppe gehörten diejenigen, die im Westen gewesen waren, also zum Beispiel die Mexiko-Leute wie Paul Merker, Jeanne und Kurt Stern oder Anna Seghers, zu einer anderen die, die aus Moskau gekommen waren – Ludwig Renn, Becher, Bredel, Erich Weinert, Friedrich Wolf –, und eine dritte bestand aus denen, die, wie Otto Gotsche und Hans Lorbeer, hier im KZ oder im Zuchthaus gewesen waren. Welche Spannungen und Konflikte sich zwischen diesen Gruppen entwickelten, das habe ich am Anfang nicht bemerkt.

Ein ganz wichtiger Einschnitt war der XX. Parteitag in der Sowjetunion, im Februar 1956. Von da an habe ich immer gedacht, jetzt müsse es eigentlich darum gehen, das aufzuarbeiten, was allmählich offenbar wurde und uns erschütterte. Die Nachrichten waren zwar immer noch sehr limitiert, aber wir haben uns um Informationen bemüht, auch um Bücher, die es in der DDR nicht gab. Solschenizyn beispielsweise haben wir ganz früh gelesen. Wichtig waren auch die Freunde, die

wir dann in Moskau hatten, Literaten, zum Beispiel Lew Kopelew, der ein enger Freund wurde, die Schriftsteller Wladimir Tendrjakow und Juri Trifonow, der Leningrader Efim Etkind, unsere Übersetzer. Die haben uns viel erzählt.

Bernd Busch: Hat sich denn für Sie nach dem XX. Parteitag etwas verändert in der Wahrnehmung der Emigranten-Generation, insbesondere der Leute, die in Moskau im Exil gewesen waren?

Christa Wolf: Ich erinnere mich an eine Versammlung im Schriftstellerverband, auf der Auszüge aus der Chruschtschow-Rede verlesen wurden, in der er drei Jahre nach dem Tod Stalins erstmals von dessen Verbrechen sprach. Natürlich waren auch Leute bei der Versammlung, die in Moskau in der Emigration gewesen waren. Ein Genosse brach dort zusammen, und Kurt Barthel, damals Sekretär des Verbands und Kuba genannt, ging nach vorn ans Rednerpult und sagte: Man muss den Genossen, die in Moskau waren, danken, dass sie ein so schlimmes Geheimnis der Partei so lange bewahrt haben. Das war für ihn die einzige Form, wie er auf seinen inneren Aufruhr reagieren konnte. Wir, die Jüngeren, saßen danach zusammen und versuchten zu verstehen, wie es ihnen möglich gewesen war, das, was sie dort erlebt oder erfahren hatten, zu verdrängen und zu schweigen. Da kam Willi Bredel zu uns, nahm uns in seine Arme und sagte: »Ich glaube, mit euch müssen wir jetzt auch ein bisschen mehr reden.«

Willi Bredel hat mich einmal, als wir mit einer Delegation des Verbands in Moskau waren – ich war als Redakteurin der *NDL* dabei –, am Arm genommen und gesagt: »Komm, ich zeig' dir jetzt mal unser Moskau der Emigration.« Er ist dann mit mir herumgelaufen: Das hier ist die Ljubljanka, wo die Leute vom KGB eingesperrt wurden, das hier ist das Hotel Lux, wo wir alle gewohnt haben und wir uns abends gegenseitig angerufen haben, nur um zu hören, ob die Stimme noch da ist, und dann sofort aufgelegt haben, ohne uns zu melden ... Das hat er mir Ende der 50er Jahre erzählt. Bredel erzählte auch, dass sie immer die »Eta-Deutschen« genannt worden sind, weil er

und auch Becher sich geweigert hatten, Russisch zu lernen, und beim Einkauf einfach auf die betreffende Ware gezeigt und gesagt hatten: »Eta, i eta, i eta«: »Das, und das, und das ...«

Vorhin habe ich gesagt, dass wir in den 50er Jahren durch die Literatur geprägt worden sind, die uns mit neuen Tatsachen und Fragen konfrontiert hat. Sie hat die Nazi-Ideologie aus uns rausgetrieben und uns ein völlig neues Weltbild vermittelt. Nun musste ich lernen, dass dieses wissenschaftliche Weltbild sich in ein Glaubensbekenntnis verwandeln konnte, ja sogar für viele verwandelt hatte. Das wurde mir nach dem XX. Parteitag klar, und ich wurde sehr skeptisch.

Dietrich Simon: Johannes R. Becher war eine wichtige Figur, der Name ist noch gar nicht gefallen.

Christa Wolf: Becher war seit 1954 Kulturminister der DDR, aber zuerst lernten wir ihn als Redner in Versammlungen kennen, und es wurde natürlich auch über seine Bücher gesprochen. Er war eine tragische Figur, eine der vielen tragischen Figuren. Nach dem XX. Parteitag konnte er sich der Wahrheit nicht mehr verweigern.

Es ist schon ein deutliches Zeichen, wie viele dieser Autoren hier bei uns nach dem XX. Parteitag umgekippt und gestorben sind, es gab eine Welle von Schwächeanfällen, von Herzinfarkten: Bertolt Brecht, Johannes R. Becher, Franz Carl Weiskopf, Bodo Uhse, Willi Bredel, Louis Fürnberg ... Sie sind alle innerhalb von ein, zwei, drei Jahren gestorben. Für manche war der XX. Parteitag eine Befreiung, zum Beispiel Fürnberg hat in einem Brief an uns gesagt: Christa, endlich! Wir können wieder schreiben! Aber die meisten hatten einen Halt verloren, der ihnen geholfen hatte, die Zeit des NS-Regimes zu überstehen. Es gibt in dieser kommunistischen Riege sehr viele tragische Figuren, gerade weil die Ziele, der Glaube, die Hoffnungen so groß gewesen waren. Sie kamen ja in die DDR – oder in die Noch-Nicht-DDR – in der Überzeugung oder zumindest mit der Hoffnung, hier ein neues Deutschland aufbauen zu können, eben das Deutschland, das sie sich in den 20er Jahren

oder in der Emigration erhofft hatten. Sie hatten in der Emigration viel mitgemacht, aber dabei immer ihren Blick auf Deutschland gerichtet und darüber gestritten, was aus diesem Land werden sollte.

Auch Kuba gehört zu diesen tragischen Figuren. Er war ja am 17. Juni der Lächerlichkeit preisgegeben, als er als Sekretär des Schriftstellerverbandes verkündete, das Volk habe die Regierung enttäuscht und müsse sich jetzt sehr anstrengen, um sich zu rechtfertigen. Brecht schrieb daraufhin sein Gedicht »Die Lösung«, in dem er empfahl, die Regierung könne das Volk ja auflösen und sich ein neues suchen.

Gerhard Wolf: Das ist eine lange Geschichte. Kuba war als ganz junger Mann in der Sozialistischen Arbeiter-Jugend und ging dann in die Emigration nach England. In die kommunistische Partei kam er durch Erich Fried, mit dem er damals befreundet war.

Er war einer der frühen Lyriker in der DDR, sein 1948 geschriebenes »Gedicht vom Menschen« war das prägende lyrische Ereignis der Zeit. Es begann: »Sicher wird Mount Everest / nicht ewig stehn – / [...] Bruder Ozean. / laß deine Wellen wühlen. / Gletschermilch wird Wüstenhitze kühlen. / Wind der Arktis – Weizenmühlen drehn.« Und am Schluss heißt es: »Denn ein Mensch wächst auf in Lenins großem Haus, / stolz und herrenlos: DER HERR DER ERDE«. »Lenins großes Haus«, die ganze Welt, das war von ihm als Vision der großen Welterneuerung gesehen.

Christa Wolf: Kuba hatte sich völlig in seine dogmatische Ideologie verrannt. Nach dem XX. Parteitag hat er Chruschtschow als Renegaten beschimpft, dieser Entwicklung konnte er gar nicht mehr folgen. Kuba ist später in Frankfurt am Main tot umgefallen, als er von den neuen Linken angegriffen wurde. So etwas kann man sich gar nicht ausdenken.

Bernd Busch: Hat denn die Literatur dieser Zeit, der 50er Jahre, eine Auseinandersetzung mit ihrer jüngsten Vergangenheit – Faschismus, aber auch Stalinismus – gesucht? Oder anders: Was ist von den frühen Jahren der DDR-Literatur heute noch übrig?

Dietrich Simon: Eigentlich nichts. Jedenfalls kaum etwas aus den 50er Jahren, das ist alles vergessen.

Christa Wolf: Wenn Sie jetzt Brecht weglassen und Seghers, die ja nicht dazugehören ... Der Durchbruch für unsere Generation kam erst in den 60er Jahren mit den Büchern von Brigitte Reimann, Irmtraud Morgner, Alfred Wellm, Erik Neutsch ... Da kann man viele nennen. Nach einem Buch von Brigitte Reimann, *Ankunft im Alltag* (1961), hieß diese neue Literatur »Ankunftsliteratur«, gemeint war: Ankunft in der DDR.

Wenn ich an die Zeit davor denke, dann eher mit Unbehagen. Ich habe damals Rezensionen geschrieben, zum Teil sehr harte, und hatte dann auch ziemliche Schwierigkeiten mit manchen Autoren, zum Beispiel mit Werner Reinowski. Er war etwas älter als wir, nicht sehr viel, und hat diese richtig schematischen Bücher geschrieben. Ich habe ihn sehr scharf kritisiert, woraufhin er mir auf ewig böse war – das kann ich verstehen. Und dann der andere Pol, Hildegard Maria Rauchfuß, gegen diese neu aufkommende Trivilliteratur – Liebesgeschichten mit gutem Ausgang und so – bin ich auch in meinen Rezensionen angegangen. Aber an viele Namen erinnere ich mich kaum noch. Elfriede Brüning, die schreibt sogar heute noch und macht Veranstaltungen.

Gerhard Wolf: Es gab eine grauenhafte Produktionsliteratur, wie Maria Langner 1952 mit *Stahl* oder im gleichen Jahr Karl Mundstock mit *Helle Nächte* – wobei Mundstock mit *Bis zum letzten Mann* einmal eine ganz gute Erzählung geschrieben hat. Hans Marchwitza, der zu den Begründern der sogenannten proletarisch-revolutionären Literatur gehört hatte, musste jetzt so etwas wie *Roheisen* (1955) schreiben und wurde dadurch viel schlechter. *Meine Jugend* von ihm hingegen ist ein durchaus lesbares Buch. Ganz ähnlich ist es mit Hans Lorbeer. Das waren alles Auftragsgeschichten, Aufbauliteratur. Auch Eduard Claudius, der 1951 seinen eher knappen reportageartigen Text *Vom schweren Anfang* (1950) zum ersten großen Aufbauroman *Menschen an*

unserer Seite gemacht hat, hat mal einen recht guten Spanien-Roman geschrieben, *Grüne Oliven und nackte Berge*, den man mit Hemingway verglichen hat. Sie alle fügten sich mehr oder weniger den an sie gerichteten Forderungen. Leider trauten sie sich auch nicht, wahrhaftige Autobiographien zu schreiben, alles war immer kontrolliert, dabei war ihr Leben viel interessanter und viel konfliktreicher, als sie es selbst geschildert haben.

Christa Wolf: Das hatte manchmal schon absurde Züge. Es gab ein Stück von Karl Grünberg, einem Arbeiterdichter, *Golden fließt der Stahl*. Das war in den 50er Jahren. Das Stück war nach dem üblichen Schema aufgebaut, aber noch etwas absurder konstruiert: Es ging um einen sozialistischen Betrieb. Es gab einen »Sabogenten«, einen Saboteur. Dieser Ingenieur versuchte im Auftrag des Klassenfeindes die ganze Produktion zum Stillstand zu bringen. Er wurde auf folgende Weise überführt: Man hat die Stahlschmelze untersucht und darin eine Spur von Gold gefunden – die stammte von einem goldenen Zahn des »positiven Helden«, den der »negative« in die Stahlschmelze gestoßen hatte. Deshalb hieß das Stück *Golden fließt der Stahl*. Wir haben in der Vorstellung sehr gelacht.

Dietrich Simon: Es spielte doch etwas ganz Zentrales eine Rolle. In diesen Produktionsromanen geht es immer darum: Wir müssen uns davor hüten, dass noch einmal der Kapitalismus kommt und mit dem Kapitalismus der Faschismus. Wenn die Produktion stockte, dann kam der Parteisekretär und sagte, wenn wir so weitermachen, dann kehrt der Kapitalismus zurück. Dieser Geist ist immer da gewesen.

Christa Wolf: Dazu gehörte auch, dass damals gerade die Emigranten mit den politischen Funktionären eng verbunden waren, sowohl die aus dem Moskauer Exil als auch die aus Mexiko. Auch deshalb war es für sie so schwierig, sich von denen zu lösen und sich wirklich gegen sie zu stellen oder sie zu kritisieren. Andere hatten es da leichter.

Aber trotz dieser Verstrickungen, dieses – oft auch verinnerlichten – Drucks, die

Begegnungen mit den Autoren, die vor allem durch den Schriftstellerverband zustande kamen, waren für uns wichtig. Auch mit so einem Mann wie Hans Marchwitza. Das war ein richtiger alter Kumpel. Wenn der ins Schriftstellerheim kam, hatte er eine abgeschabte Ledertasche bei sich, aus der er dann seine Brotbüchse rausholte, sein »Schichtbrot« auspackte und zu essen begann.

Gerhard Wolf: In der Lyrik begann die DDR-Literatur Anfang der 60er Jahre mit dem, was man später »Sächsische Dichterschule« genannt hat: Volker Braun, Karl Mickel, Adolf Endler, Elke Erb, Heinz Czechowski, Sarah und Rainer Kirsch ...

Dietrich Simon: Die waren jedoch später. Die Lyriker in den früheren Jahren, das waren Günther Deicke, Uwe Berger, Armin Müller von den Jüngeren. Die sind natürlich alle heute vergessen.

Gerhard Wolf: Die Lyrik dieser Zeit bestand vor allem aus Aufbaudichtung und Lobgesängen auf die neue Zeit.

Bernd Busch: Aber es gibt doch auch andere Namen, die damals geschrieben haben und die wichtig gewesen sind: Peter Huchel oder Georg Maurer. Maurer hat doch in Leipzig am Literaturinstitut dann eine wichtige Rolle gespielt. Brecht darf man ja hier eigentlich nicht nennen, obwohl die späten Gedichte ... Was war mit der Beschäftigung mit der Vergangenheit? Brecht hat ja mal gesagt, man habe allzu rasch der Vergangenheit den Rücken zugekehrt und sich begeistert der Zukunft, dem Aufbau zugewandt.

Gerhard Wolf: Doch, es gab diese Auseinandersetzung. Wichtig war hier beispielsweise in der neuen Generation von Dieter Noll *Die Abenteuer des Werner Holt*, eine Art Entwicklungsroman, der ab 1960 erschien und im Krieg und Faschismus spielt. Aber es gab natürlich einige Bücher der älteren Generation, vor allem Gedichte und die Novelle *Kameraden* (1955) von Franz Fühmann, später *Das Judengauto* (1962).

Christa Wolf: Das ist wichtig, *Kameraden* war ja ein früher Text. Fühmann hat mich damals im Schriftstellerverband besucht und mich

gegenüber ins Café Prag mitgenommen und mir sein Manuskript gezeigt. Aber das war eher eine Ausnahme in den 50er Jahren.

Bernd Busch: Sie haben – in den 50er Jahren haben Sie das geschrieben – einen überzeugenden Beitrag der Literatur der DDR hierzu vermisst, trotz aller politischen Auseinandersetzung mit dem Faschismus. Literatur müsse sich auf die Auseinandersetzung mit der ganz persönlichen Vergangenheit Einzelner einlassen – wie vorsichtig auch immer diese Schichten, diese Ablagerungen von Ereignissen angesprochen werden müssen.

Gerhard Wolf: Fühmann hat sehr früh diese Dinge thematisiert, er war ja auch der Konsequente, zwölf Jahre Nazi, zwölf Jahre Stalinist. Gegen Ende hat er immer zu uns gesagt, ihr müsst einen ordentlichen Vorrat von Sachen im Kopf haben, die ihr erzählen könnt. Wir kommen doch alle irgendwann ins Lager, wenn man dann im Lager ist und den Leuten etwas erzählen kann, geben sie einem dafür Brot. So sehr hat ihn die russische Gefangenschaft geprägt.

Dietrich Simon: Fühmann war eine wirklich tragische Figur, durch diese Brüche in seiner Lebensgeschichte und auch, weil er sein großes Werk über das Bergwerk nicht mehr vollenden konnte. Er hatte in seiner Garage eine riesige Bibliothek von Bergwerksliteratur zusammengetragen, er ist ins Bergwerk eingefahren, hat über Jahre und Jahrzehnte daran gearbeitet, aber ist damit zu keinem Ende gekommen. Dieser Versuch – Fühmann war ja ursprünglich ein Anhänger des Bitterfelder Weges gewesen, hat die Arbeitswelt angenommen –, den ganzen Kosmos in dieses Bild zu pressen, war einfach zu groß.

Christa Wolf: Das war vielleicht die größte Tragik. Das Bergwerk sollte eine große Metapher für die Welt sein. Er hat lange daran gearbeitet. Mir hat es richtig einen Schlag versetzt, als er mir mitteilte, dass er aufgegeben hatte, weil ich wusste, das war sein Lebenswerk. Fühmann ist eine Figur, die heute fast völlig aus dem Bewusstsein verschwunden ist. Wir waren gut mit ihm befreundet, haben viel mit ihm diskutiert.

Dietrich Simon: Literatenkreise sind natürlich immer eigenartig, aber in der DDR waren sie eben zusätzlich aufgeladen mit dieser politischen Dimension.

Bernd Busch: Dadurch wurde freilich auch der Literatur – auf Kosten der Literatur und der Menschen, das war die Tragik – eine gesellschaftliche Bedeutung zugemessen, die im Westen unvorstellbar war.

Christa Wolf: Das war ja bei Brecht so eine grundlegende Sache. Er hat sich manchmal taktisch verhalten, ohne seine Positionen preiszugeben, er wollte jedoch nie in eine Gegnerschaft zur DDR gedrängt werden, weil er eben auch gesagt hat: Wo gibt es das sonst, dass die Regierung sich mit Literatur beschäftigt – auch wenn es dabei dazu kam, den *Doktor Faustus* von Eisler zu verbieten.

Trotz allem, was wir Ihnen jetzt erzählt haben, werde ich das Gefühl nicht los, wir hätten nur die Oberfläche der Erscheinungen angekratzt, seien kaum in die Kompliziertheit der Widersprüche eingedrungen, die uns in Atem hielten und die mich zum Schreiben zwangen. Der »arge Weg der Erkenntnis«, den wir gehen mussten, war mit tiefen Emotionen verbunden, die aus einer früh eingegangenen Bindung kamen. Aus dieser »kritischen Masse« entstanden meine Bücher. Ich wusste, nirgendwo sonst würde sie sich wieder ansammeln.

1 Das Gespräch führten Dietrich Simon und Bernd Busch.